

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon
Band: - (1973)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 172 und 173

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 172 und 173

Im Bericht über das Jahr 1971 haben die Hinweise auf den Inhalt des Heftes 171 bis in den Anfang der Gruppe *Tat-tut* geführt. Hier knüpfen wir an mit dem Stichwort *Datum*, das neben der allbekannten Bedeutung in älterer Zeit eine heute nicht mehr gebräuchliche Verwendung hatte im Sinn von ‚Streben, Erwartung, Zuversicht‘: «Daß er sich selb erkenne hie in zyt ein armen pilgerin syn, unnd deßhalben sin datumb one underlaß uff das himmlisch vatterland richte» (R. Gualther, *Der König Ezechias*, Zürich 1584). Das lateinisch-deutsche Wörterbuch von Frisius (1556) übersetzt «referre omnia ad voluptatem» mit «sein gantz datum auff wollust setzen, alle ding auf den wollust ziehen». In der noch heute gültigen Bedeutung tritt das Wort von der zweiten Hälfte des 14. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts auch verkürzt als ‚dat‘ auf. Leo Jutz zitiert in seinem Vorarlberger Wörterbuch (I 538) einen Beleg für ‚dat‘ aus einer Feldkircher Urkunde von 1390 und meint dazu, es handle sich ‚wohl um das Übersehen eines Abkürzungszeichens‘. Die Häufigkeit dieser Kurzform in unserm Material und der Umstand, daß sie (wo das Geschlecht überhaupt erkennbar ist) stets als Femininum auftritt (z. B. «Wir ... tuond kund offenlich mit diserm brief, das uf hüt sinr dat vor uns sint erschinen ...» 1479, Brugg, «nach der dat diß brieffs.» 1363, Zuger Urkundenbuch), lassen für unser Gebiet eine solche Erklärung nicht zu. Sehr wohl aber kann dieses ‚dat‘ zuerst eine rein graphische Abkürzung gewesen sein, die dann schließlich auch so gesprochen wurde, wobei man für den Übergang zum Feminin etwa an Anlehnung an ‚die Tat‘ denken könnte.

Eine solche rein graphische, zunächst wohl in den Kanzleien übliche Abkürzung war das noch bis in unser Jahrhundert hinein übliche ‚Tit.‘ als Anrede in Zirkularen oder an Behörden, auch in Adressen (‚Tit. Gemeinderat‘). Wichtigere amtliche Schreiben wurden in der Regel vom Kanzleivorstand (Stadt-, Landschreiber usw.) aufgesetzt; an Stelle der Anrede schrieb er etwa ‚Tit.‘ als Anweisung an den die Reinschrift

besorgenden Substituten, die dem Adressaten nach Rang und Stand gebührenden Titel einzusetzen. Das Erlernen der Titulaturen nahm offenbar in der Ausbildung der Kanzlisten einen wichtigen Platz ein. Dafür zeugt eine Stelle von J. Murers Spiel von der Belagerung Babylons (Zürich 1559), wo der «schryber» sagt: «Die knaben [in der Kanzlei] sind der practik voll, d orthography hand s glernet wol, eim yeden wirt syn titel geben.» Wie eifersüchtig man auf richtige Titelgebung hielt, läßt sich daraus ablesen, daß 1484 der Zürcher Rat beschloß, «das man fürer den stetten, so unns uff berment [Pergament] schriben, hinwiderumb ouch uff berment schriben und einen tittel geben sölle wie sy unns, und nit höher», oder daß 1662 ein Zürcher Offizier sich darüber entrüstet, daß er auf der Liste der wegen Übertretung der Luxusmandate Verzeigten gleich unter dem Namen einer Dienstmagd und «ohne einiche Titul syner Ehrenstell» aufgeführt werde. An die Fragwürdigkeit aller Titel rührt Zwingli mit den Worten «die titel sind von der welt, nit uß Got», oder wenn er in einer dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen gewidmeten Schrift diese als «fromme, christliche fürsten» anredet und erklärt, «warumb ich ... nit an den titlen ‚hochgebornn, durchlüchtig‘ etc. anheb, namlich daß mich duncken wil, daß vil sygind, die nach der welt ... achtung hochebornn, aber gegen Gott und der gerechtikeyt ermessen, gar verr hieniden sygind, unnd durchlüchtigkeit, die doch ouch den glaßfensteren eigen, erst in nüwen zyten von den schmeichleren den fürsten angehenckt ist, aber der frommen, christlichen fürsten so wenig, das Gottes urteil billich verordnet, das wenig den titel tragend.» Einfacher machten es sich die Verfasser einer bäuerlichen Beschwerdeschrift von 1525: «Wir ... ain ganzi gmaind zuo Wilchingen ... bittend und vermanent ain jeden insunder nach sin statt [Stand] und titel gnempt ...»; das bewegt sich schon in Richtung auf das oben erwähnte ‚Tit.‘.

Titti, eine der zahlreichen schweizerdeutschen Bezeichnungen für Säugling, Wickelkind, dann auch für Spielzeugpuppe sowie für verzärteltes Kind, beschränkt sich heute im wesentlichen auf den Westen und die Zentralschweiz. Vereinzelte Angaben, so aus Egnach im Oberthurgau, aus Amden, sowie die Zusammensetzung *Mueterittiti(li)*, die auch

aus dem Kanton Schaffhausen gut bezeugt ist, lassen an eine ehemals weitere Verbreitung denken. In Konkurrenz mit einem Synonym findet sich ‚Titti‘ schon 1616 in den Chorgerichtsakten von Hindelbank (Bern): Eine Frau habe aus Tuch «ihrem Kind ein Diddti oder Mämmi gemacht.»

‚Diet‘, das alte Wort für Volk, haben wir appellativ nur noch in einigen spätmittelhochdeutschen Quellen belegt im verblaßten Sinn von ‚Leute‘, so in Wernhers Marienleben: Joachim und Anna «spisetend die armen diet mit allem dem, des sü Got beriet». Enthalten ist das Wort noch in Personennamen wie Diebold, Dietegen, Diethelm, Dietrich usw. und daraus (bzw. deren Kurzformen) entstandenen Familiennamen (z.B. Dieth, Dieterli, Dietsch, Dietschi) und Ortsnamen, aus deren großer Zahl Dietfurt, Dietikon, Diepoldsau als Beispiele genannt seien.

Das Verb *düte* führt von der sinnlichen Bedeutung ‚(mit dem Finger) auf etwas oder jemand zeigen‘ zunächst zu ‚durch Gebärden, Mienen ein Zeichen geben‘. Ein Lehrer im Zürcher Oberland bereitete laut Messikommer seine Schüler auf den Besuch des Visitators mit folgenden Worten vor: *Stönd üf, wänn er dur d’ Tür ī chunt, und warted, bis er tuet düte, er chönid absitze*. In Johannes Aals ‚Tragoedia Joannis des ... töuffers‘ (1549) lautet eine Stelle: «Ein stumm ward Zacharias bhendt ... kondt reden nit, mocht allein tüten.» Daran knüpfen sich (wie in der Schriftsprache) übertragene Verwendungen an wie ‚mit Worten andeuten, zu verstehen geben, bedeuten, auslegen‘, die mit mancherlei Differenzierungen in den Zusammensetzungen und Ableitungen wiederkehren. Besonders auffällig ist der Gebrauch im Sinn von ‚wirksam sein, nützen, fruchten‘; in der lebenden Mundart ist dieser Gebrauch nur noch aus Ob- und Nidwalden bezeugt, findet sich aber im 16. Jahrhundert auch bei den St. Galler Chronisten Miles und Vadian (bei letzterm: An der Appenzeller Landsgemeinde 1531 verlangte «aman Lanker», man solle zuerst entscheiden, «ob man dem geleben wolt, das ains mers worden [mit Mehrheit beschlossen] wer, oder nit; dan vormals an den landsgmainden vil wer geredt, dero kains gehalten wurd, er mocht aber nüntz düten»). *Düten und gälte*, ‚Kraft, Bestand haben, unwiderruflich sein‘, galt im ehemaligen Zürcher Amt Kyburg noch zu Beginn des letzten

Jahrhunderts als volkstümliche Rechtsformel beim Kaufabschluß als unentbehrlich. In einem 1648 geführten Prozeß über die Gültigkeit eines Verkaufs erwähnen mehrere Zeugen diese Formel; so erklärt der Schulmeister, der den Kaufbrief geschrieben hatte, er habe diesen den Parteien «zum andern oder dritten Mahl vorgläsen, sy druff einandern yn-hingeschlagen, das er dūten und gelten sölle». Wie so manche Rechtsformel zur Redensart verblaßt, heißt *uf Dūten und Gälte* in Teilen von Graubünden ‚endgültig, für immer‘, z. B. Abschied nehmen, bei den Appenzellern etwa *daß es dūt ond gelt* soviel wie ‚nachhaltig, eindrucklich‘: *Er hed em ’s g’sād, daß es dūt ond gelt*.

Unser Wörterbuch ordnet bekanntlich die Wörter nicht streng alphabetisch an, wie dies die meisten andern Mundartwörterbücher tun, sondern faßt, wie das junge Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich oder der «Sprachbrockhaus», die Wörter zu ganzen Gruppen, Wortfamilien zusammen. Dieses System erschwert zwar dem wenig geübten Leser das Auffinden des einzelnen Stichworts – die Anleitung auf dem Umschlag jedes Heftes und das alphabetische Bandregister erleichtern zwar diese Arbeit –, es ermöglicht aber zunächst dem Redaktor, nicht nur die bedeutungsmäßige Entwicklung jedes einzelnen Worts nachzuzeichnen, sondern gleichsam die geschichtliche Entfaltung der verschiedenen Glieder einer Wortfamilie von ihrem ursprünglichen Kern her nachzudenken und darzustellen. Der Leser kann dann sowohl die semantische Leistung des einzelnen Worts an sich wie die Leistung jedes Worts innerhalb seiner Familie wie schließlich die Leistung einer ganzen Wortfamilie überblicken und ermessen, was bei alphabetischer Anordnung nicht möglich ist.

Dies läßt sich beispielhaft ersehen an der in unsern Dialekten reich entfalteten Wortfamilie *tatsch, tätsch* mit der ursprünglichen Bedeutung ‚klatsch, Klatsch‘, d. h. einerseits ‚geräuschvolles Ergebnis eines (heftigen) Falls oder Schlags‘, anderseits ‚geräuschvoller Fall oder Schlag an sich‘. Bedeutend größer als die semantisch ähnlichen Sippen *patsch-pätsch, platsch-plätsch* und *ratsch-rätsch*, umfaßt sie bei uns nicht weniger als 160 Glieder, nämlich die beiden Schallwörter *tatsch* und *tätsch* (mit einigen Zusammensetzungen und Ab-

leitungen), die beiden maskulinen Substantive *Tatsch* und *Tätsch* (mit 18 bzw. 61 Zusammensetzungen und der Ableitung *eiertätschle*), die femininen Substantive *Tatsche* und *Tätsch(e)*, dieses mit 5 Zusammensetzungen, und das erstarrte Diminutiv *Tätschi* n. (mit 2 Zusammensetzungen), dann die Abstrakta (Nomina actionis) *Getätsch* n., *Tätscherī* f. und *Tätschete* f., die Täter- oder Instrumentwörter *Tätscher* m., *Tatschi* m., *Tätschi* m., *Tätschler* m. und *Tätscheri* f., *Tätschi* f. (mit insgesamt 8 Zusammensetzungen), die beiden Grundverben *tatsche* und *tätsche* mit 5 bzw. 21 Zusammensetzungen und 2 substantivischen Ableitungen) und deren Weiterbildungen *tätschere* (wozu *ūs-* und *ver-tätschere*), *tätschge* (sofern nicht bloß lautliche Variante von *tätsche*, wie *Tagsch* statt *Tatsch* und *Täg(t)sch* statt *Tätsch* im Freiamt) und *tätschle* (wozu *er-*, *ūs-*, *ver-*, *z'wäg-tätschle*), schließlich die zugehörigen Adjektiva *tatschig*, *tätschig*, *tätschlig*, *tatschocht*, *tätscherig* und *tätschhaft*.

Ähnlich weit, wie sich die ganze Wortfamilie ausgebildet hat, ist beim zentralen Wort *Tätsch* die Bedeutung entwickelt. In seinem ursprünglichen Sinn wird es von Franz Joseph Stalder in dessen Idiotikon als ‚heller Schall oder Klatsch‘ definiert. *'s hed e Tätsch g'gä*, sagt der Oberhasler, wenn etwas laut zu Boden gefallen ist; *I han en Tätsch 'tue*, stellt der Bündner nach einem Fall oder Sturz fest.

In der Bedeutung ‚Streich, Schlag‘ ist das Wort ziemlich allgemein verbreitet. Man gibt bzw. kriegt *e Tätsch* (oder kollektiv *Tätsch* (zur Strafe besonders auf das Gesäß (*Wenn d' iez nid stille bisch, git 's Tätsch!*)), aus Wut etwa an den Kopf, im Kanton Bern beim Gruß oder Abschied als Handschlag. So erfahren wir aus Guggisberg: «Ein wohlerzogenes Kind gibt den Eltern beim Schlafengehen zuerst ein *Äi* (gegenseitiges Berühren der Wangen), dann ein *Mündschi* (Kuß), sodann ein *Trücki* (Umarmung) und zuletzt einen *Tätsch* (Handschlag)». Bernisch ist auch die Wendung *der Tätsch gä* ‚eine Absage erteilen, Schaden zufügen; den Ausschlag geben; die rechte Bezeichnung geben; den Preis ansetzen‘. Früher beim Schwingen angewandte Kunstgriffe waren der *Äcke-* oder *Näcketätsch*, in Stalders «Fragmenten über Entlebuch» (1798) als «Fliegendätsch» bezeichnet, ein blitzschneller heftiger Schlag auf den Nacken des Gegners, und der

Chnū-äcke-, *Chnütätsch* oder auch bloß *Tätsch*, ein Schlag in die Kniekehle. Von der Redensart *Zwī Flügen uf ei Tätsch* ‚zwei Fliegen auf einen Streich‘ (so Glarus) geht eine adverbielle Verwendung aus: *uf ein Tätsch*, *i eim Tätsch* ‚auf ein Mal‘, *uf e Tätsch* ‚sofort‘ (*Wän i e Wittlig wär, so tät di ich uf e Tätsch hūrāte!* scherzt der Heiri ab em Sunneberg in Caspar Streiffs Glarner Geschichten) und *all Tätsch* ‚alle Augenblicke‘.

Tätsch berührt sich übrigens in der Bedeutung ‚Streich, Schlag‘ mit dem Wort *Täsche* (vgl. nhd. Maultasche), auch einsilbig *Täsch* (f. und m.): *Die Sackūr sīgi uf ein Täsch still g’stande*, heißt es in Bühlers Davoser Wörtersammlung, und Gotthelfs Herausgeber Ferdinand Vetter und Hunziker/Bloesch wagen z. B. in «Geld und Geist» den Text der Erstausgabe «Wenn Kinder einen Täsch aufs H. bekämen» in der Volksausgabe bzw. in der kritischen Ausgabe gegen die Handschrift in *Tätsch* zu verbessern, Vetter mit der Begründung «wohl Schreibfehler Gotthelfs».

Ein Gegenstand, der fallen gelassen oder plattgeschlagen wird, ist nachher ein *Tätsch* (in Schwyz ein *Tältsch*, in Appenzell ein *Täpsch*, in Schaffhausen ein *Täärtsche*); Äpfel erhalten beim Fallen oder durch Hagelschlag *Tätsch*. Von hier aus mag sich die Bedeutung ‚Flecken, Klecks, Mal‘, auch ‚Hautausschlag auf dem Kopf‘ entwickelt haben: *Es hed scho öberi Tätsch*, schneefreie Stellen (Freiamt), *Lueg, was du mit dīne Schuehne für Dätsch g’macht hest!* (Zug), *e blāwe Tätsch*, Resultat eines Schlags (Aargau, Obwalden, Wallis). *E Tätsch im Gsicht ha* heißt ‚betrunken sein‘ (Weber-Bächtold, Zürich-deutsches Wörterbuch), und von hier aus oder (wie bei *Hieb*, *Stich*) von der Bedeutung ‚Streich‘ aus gelangt man zu ‚Rausch‘, wofür unser Wörterbuch noch Dutzende von andern Bezeichnungen enthält, z. B. für Graubünden das laut-ähnliche *Täsche*.

Im weitern bezeichnet *Tätsch* ein ebenes, freies Stück Boden, namentlich die Alpweide um die Hütte, oder, besonders in der Innerschweiz, den Platz vor dem Haus, den Dorfplatz (*Er ist uff em Tätsch g’sī*), verblassend dann überhaupt einen ‚Ort‘, eine ‚Stelle‘, gern in Redensarten wie (*nüd*) *ab em Tätsch gā*, *uf em Tätsch sī*, *uf e Tätsch bringe* (*Musig uf e Tätsch!* rufen die Tanzlustigen) usw., auch in zeitlichem Sinn:

uf em Tätsch ‚sofort‘ oder in modalem: *uf e Tätsch use säge* ‚frei und frank‘. Nicht klar ist der Ansatzpunkt für die Inner-schweizer Redensart *eim de Tätsch butze* ‚gehörig die Meinung sagen, jemanden abweisen, den Garaus machen‘.

Tätsch ist oder war die aus Lehm geknetete Zielscheibe beim Armbrustschießen, auch etwa (in weiterem Sinn) Schußbahn, Schießanlage, z.T. noch bis etwa um 1920 aus den Kantonen Schaffhausen, Zürich, Zug, Luzern, Unterwalden und Glarus bezeugt, heute als Wort wohl überall verschwunden, obwohl sich das Armbrustschießen wieder eingebürgert hat. Aus unserem Artikel wie aus den früheren Artikeln *Tätschhūs*, *-meister*, *-schießen*, *-schießet* läßt sich vieles über den Brauch des Armbrustschießens seit dem 16. Jahrhundert ersehen; den ältesten Beleg liefert der Zürcher Chronist Edlibach: «sy schussend (1444 vor Rapperswil) als in einen tätz», d.h. wie in eine Schießscheibe. Man kann sich übrigens fragen, ob unser *Tätsch* in dieser Bedeutung nicht vielleicht ursprünglich eine nasallose Form von *Täntschi* ‚Erddamm‘ sei, welches Wort in derselben Bedeutung ‚Zielwall, Zielscheibe‘ für die Mundart von Thun und 1657 aus Bern bezeugt ist, oder, mit lautlicher Umstellung, eine Fortsetzung des schon im 15. Jahrhundert belegten Worts *Test* (eigentlich ‚Tiegel, Schale‘), als ‚Zielscheibe für Pfeile, Bolzen‘ belegt 1463 in Zürich («an den test»), 1467 nach Aegidius Tschudi, 1557 im Schreiben eines Solothurner Obersten («in ein dāsten») und noch bei J. Redinger 1662; mit *Tätsch* in Verbindung zu bringen ist auch der Lokalname *Buebetäsche* in St. Gallen, wo sich um 1860 ein Schießstand der Armbrustschützen befand.

Flach ist der *Tätsch* auch als silberne Hafte am *Göller* der weiblichen Tracht, als goldenes Ohrplättchen bei Männern (Samstagern), als Barett, Kappe usw., niedrig als Gebäude, das *Tätschhūs*; Wegerich und Löwenzahn haben nach den sich am Boden ausbreitenden Blättern vom Volk den Namen *Tätsch* bzw. *Müse-*, *Matte-*, *Balle-*, *Breit-*, *Söütätsch* erhalten.

Am bekanntesten ist der *Tätsch* als Speise. Er bezeichnet etwa abschätzig einen ‚mißratenen Kuchen‘, in Uri ein ‚Fladenbrot‘, meist jedoch und besonders in der Zusammensetzung *Eiertätsch* ein leckeres Gericht: Rührei oder Spiegelei (und ein entsprechendes Mahl nach dem Eierlauf) hauptsäch-

lich im Baselbiet, eine Art Eierschnitten ehemals in Basel, an den meisten Orten jedoch die Omelette, brauchmäßig aufgetischt als Mittagessen an Fasttagen im Freiamt, am Himmelfahrtstag im Emmental, als Examensmahl im Luzerner Hinterland, als besondere Aufmerksamkeit für einen Besuch oder den Kilter (im Luzernischen); bei Gotthelf durfte Uli beim Abschied von den alten Meistersleuten «im Stübli mit ihnen frühstücken, Kaffee, Käs und Eiertätsch». Bei den Bündnern hingegen gilt der *Tatsch* (in Butter oder Fett gebackene Teigklößchen) als Nationalspeise oder auch (wie im Sarganserland) als feine Älplerspeise.

Aus der Vorstellung des Platten, Stumpfen bezeichnet *Tätsch* schließlich eine ‚ungeschickte, träge Frau‘ (wozu die Freiburger Redensart: *Lieber der Pätsch* [Haufe, Geld, Mitgift] *weder der Tätsch*), ein ‚dummes Mädchen‘, ein ‚ungezogenes Kind‘ oder in Nidwalden einen ‚Plaudermatz‘, wohl rückgebildet vom Verb *tätsche* in der Bedeutung ‚plaudern, schwatzen‘ (neben ‚knallen, dröhnen; klatschend fallen, anprallen; sich lärmend fortbewegen; schmatzen, schnalzen‘), und in Kinderreimen wird etwa der *Chlagitätsch* oder *Chuchitätsch*, der bei der Mutter in der Küche klagt, ausgehänselt.

Nicht zur selben Wortfamilie gehören der *Quatertatsch* (Bündner Herrschaft), *Quädertätsch* (Weißtannen), *Quatertätsch* (Sarganserland, Bündner Herrschaft und Schanfigg) als volkstümliche Namen des Molchs oder Salamanders, besonders des schwarzen Alpensalamanders, der sich meist bei schlechtem Wetter zeigt; die genannten Wortformen sowie *Wättertätsch* (Flums, Pfäfers), *Wätterpatsch* (Mutten), *Wätterpëtschi* (Prättigau), *-pëterli* (Felsberg), *Quaterquetsch* (Mastrils), *Quäderquetschi* und *Quaterpiezli* (St. Antönien), *Quaterpëtschi* (Prättigau) usw. als Bezeichnungen von Molchen oder Salamandern sind (wie ähnliche Wörter im Vorarlberg und im Tirol) mehr oder weniger ins Deutsche eingepaßte Varianten eines in den rätoromanischen Mundarten schon stark abgewandelten Worttyps *quattuorpedia*, entsprechen also, was schon Stalder gesehen hat, bedeutungsmotivisch dem *Vierfüßler* ‚Eidechse‘ (in Werdenberg und laut Stalder im Thurgau) und im weiteren (in der Nachbarschaft von wallonisch *kwatpes* u. ä.) dem *Vierbein(er)*, *Vierfuß*, *-füßler*, *-pfoter* ‚Eidechse‘ in lothringischen und rheinischen Mundarten.

Die Hauptbedeutungen von *Tatsch*, nämlich zunächst ‚Schall, Schlag‘, dann ‚etwas Breitgeschlagenes oder -gedrücktes (bes. ein Gebäck)‘ und endlich ‚(plumpe) Person‘ wiederholen sich im wesentlichen bei *Totsch II* und *Tutsch I*. Zusätzlich sind die beiden letztern im Sinn von ‚Holzklotz‘ belegt, was dann im erstarrten Diminutiv *Tütschi* – welches zu *Totsch* oder *Tutsch* gestellt werden kann – als Grund- und Hauptbedeutung erscheint. Die Probleme der Bedeutungs-entfaltung und die Grenzen der Lösbarkeit sind an diesen Beispielen deutlich zu sehen. Unter *Tutsch* z. B. ist die an den Anfang gestellte aktionelle Verwendung mundartlich wohl ausreichend bezeugt, historisch aber nur mit einem einzigen und unsichern Beleg aus der «Beschreibung der pilgerfahrt gehn Hierusalem de anno 1519 [des] herrn Heinrich Stulzen, priesteren von Stanß», der schreibt: «Da kam der hochmächtig herr und patron [auf dem Pilgerschiff] mit unserm thollmätschen und redt durch in also: Ir strengen und vesten herren bilger von den Eidgnossen, ir sönd wisen, das 3 roub-schyff verhanden sind, und ist zuo besorgen, wir müeßen ein bösen thutsch [eine zweite Handschrift hat «tusch» oder «tüsch» – ein anderes Wort?] erliden.» Aus der ältern Sprache besser belegt ist die von uns als sekundär betrachtete Bedeutung ‚Klotz‘, z. B.: «44 Stammen Roththaniges, welche 56 Tütschen und noch 28 Trämel geben» (1785, Freiburg) oder, bedeutend älter: «Item in silberin tützschlin und bruchsilber by 6 guldinen wert» (1418/9, Basel). Wir haben hier also eine Anordnung nach der wahrscheinlichen Bedeutungs-entwicklung getroffen, obwohl sie durch unser Material nur unzulänglich untermauert werden konnte.

In anderer Weise problematisch ist das Wort *Tötsche* (Plural), ein Gerät zum Fischfang, beziehungsweise das dazugehörige Verb *tötsche*, *töötsche* oder *teetsche*, ‚den Grund eines Gewässers mit einer Stange stoßen ...‘: «Dötschen undt im Leüch Füsche stächen ist bey G[ulden] 10 Buß verboten», heißt es 1736 (mit sogenannter hyperkorrekter Schreibung, also «Leüch» für «Leich», «Füsche» für «Fisch») im Urner Landbuch. Entsprechend geht der Ägerer *go tötsche*, er stellt mehrere *Tötschbääre*, d. h. Reusen ins Wasser und treibt die Fische hinein (Angabe nach Materialien des Sprachatlases der deutschen Schweiz). Ob dieses Wort mit dem im 14. Jahr-

hundert bezeugten «stötscha = contus» (Stange), dieses wiederum mit *stööze(n)* = ‚den Fischfang mit dem *Geere* (Fischgabel) betreiben‘, zusammenhängt, konnte nicht eindeutig geklärt werden. Wir mußten uns hier wie so oft mit der Darlegung des Materials und der sich stellenden Fragen begnügen.

Die Vertreter der Wortfamilie *tütsch*, *tütsche* usw. im Sinne von ‚deutsch, verdeutschen‘ weichen in der Bedeutung vorerst nicht wesentlich vom schriftsprachlichen Gebrauch ab. Immerhin lassen sich an einigen Beispielen gewisse Hintergründe, vor allem solche historischer Art, aufzeigen. In einer Chronik aus dem 17. Jahrhundert wird auf den Bauernkrieg eingegangen: «Darnach sind erstlich unsere Emmenthaler, zum andern die Argeuer, drittens fast allenthalben im dütschen Bernbiet, durch gemeldte Lucerner bethört worden, welches uns in Ewigkeit leid dafür ist, und mir dessen billich zue entgelten haben.» Damit sind die deutschsprachigen Besitzungen des alten Bern gemeint, die, wie auch die welschen Vogteien, ihre eigenen Behörden hatten. Dies bezeugt auch ein Eintrag im Berner Stadtrecht von 1747: «Wiewohlen wir das Tantzen in allhiesiger Hauptstatt und auch allen übrigen Stätten in unseren teutsch und weltschen Landen an Sonn- und Feyrtagen ... verbiethen, so wolten jedennoch wir andurch die Tüntze an anderen Tagen in den Privathäuseren .. vergünstigen.» Das regierende Patriziat der beiden Stände Bern und Freiburg war übrigens sehr darauf aus, den Gebrauch der deutschen Sprache nachdrücklich zu fördern. So befand 1683 der Freiburger Rat: «Unter 8. January letzthin habind Ihr Gn. als eine höchstnotwendige Sach zue Pflanzung der teütschen Sprach, in welchem die Underweisung des Heils diesem Volk liechter als in französischer ... unter anderem geordnet, daß die welsche Schuel Savagny, so auf Ihr Gnaden Steüren vor etwas Zeit erbauwet worden, in eine deütsche verwandelt werden solle.» Der bernische Rat bestimmte im Jahre 1700, «daß von Würdigkeit und Anständigkeit deß Stands wegen alle oberkeitliche Schreiben, Urtheilen und alle andere Rathschläg ohne Unterscheid in teütscher, von der Oberkeit gebrauchter Mutersprach ausgefertigt werden solten.»

Interessant sind einige Belege aus späterer Zeit, die darauf

hindeuten, daß die Eidgenossen trotz ihrer faktischen Trennung vom deutschen Reich sich noch immer als Glieder eines größeren Ganzen verstanden. So ermahnten sie 1519 den Papst und die Kurfürsten, «eynen keyser ... zuo erwöllen, daß ouch das keyserthumb nit an die welschen herschafften gewendet, sonder nach altem löblichem bruch by der tütschen zungen behalten werde.» Einen anderen Hinweis bietet 1606 Wolfgang Stockmann, der bei einer Gruppe von Jerusalem-pilgern die folgenden Leute aufzählt: «Her Hans Habermacher von Lucern, ein Ritter des helgen Grabs Jesu Christi ... Nicklous Marbacher von Luthern, säshafft im Land Änttlybuech ... Matthis Rosenhain us dem Beyerlandt ... Anderes N. us Bolandt ... Jerenmies Guott us Breise; alli Dittschi; und auch us anderen Natzionen me, als us Franckrich, Hispania, auch Idalliener.» Der Luzerner wie der Bayer als auch der Pole gelten hier als Deutsche; die gleiche Sprache gibt die Zugehörigkeit zur selben Nation. Ähnlich empfanden wohl auch jene Basler, die 1651 eine Bittschrift an den Rat richteten, «daß, sobald der liebe Gott uns und sonderlichen gemeines Vatterland teutscher Nation mit gnedigen Augen anschauen, den erbärmlichen Kriegslast abwenden und den lieben Frieden den Benachbahrten beschehren, die Abdankung der Soldaten ... erfolgen werde.»

Schon früh hat man versucht, der Geschichte unserer Sprache nachzugehen. Vadian schreibt dazu u.a.: «So habend wir die erste und eltiste teutsche verdolmetschung des vaterunsers (wie man sagt) und des gemeinen christenlichen gloubens, darzuo der bekanntnus des gloubens vom Athanasio gestelt, in altfränkischer sprach fonden von mönch Notkero zuo S.Gallen verdolmetscht ... Die weltschen und latinischen chronikschreiber habend anfangs die fränkischen und teutschen namen gar übel verendert und der sprach gar wenig verstanden.» Diese Zustände besserten sich erst, als in den Städten vermehrt Schulen entstanden, «latinische», in denen Latein das wichtigste Fach war, und «teutsche», in denen der Unterricht in der Muttersprache erfolgte. Zur Beleuchtung der damaligen Zustände diene ein Beleg aus dem Schaffhauser Ratsbuch von 1640: «R., deß Gymnasii wol-verordneter Rector, und Sch., Schuelmeister der teutschen Schuel [sollen] diese Verordnung thuen, daß ihre Discipuli

und Lehrknaben in der S.Johanniskirchen sich abe der Bor-kirchen oder Lettner von Werffung Öpfen, Pirren, Nußschallen und dergleichen gentschlich entmüebigen.»

Von den vielen Komposita seien hier nur einige wenige erwähnt. Wenn man sich in gewissen Landesgegenden der Schriftsprache bedient, dann *redt me guettütsch*, je nachdem auch *chanzel-*, *chronik-*, *höch-*, *schön-* oder *schrifttüttsch*. Im Gegensatz dazu wird die Mundart etwa mit *grob-*, *chue-*, *chüejer-*, *chalber-*, *püre-*, *bös-*, *blag-*, *platt-* oder *schlächttüttsch* charakterisiert. Hier zeigt sich deutlich die in gewissen Bevölkerungskreisen noch tief verwurzelte Geringschätzung der eigenen Mundart. Der Respekt vor der Schriftsprache dagegen, die in früheren Zeiten fast ausschließlich die Domäne von Behörden und Geistlichkeit war, scheint in der Vergangenheit noch größer gewesen zu sein als heute. Was man selber nicht beherrscht, erweckt eben immer besonderen Respekt.

Anders verhält es sich beim Kompositum *halbtüttsch*, dessen verschiedene Bedeutungen mit Ausnahme des Luzernbiets weitgehend unbekannt sein dürften. *Halbtüttsch* ist z.B. ein Pferd von unreiner Rasse. Zu einer bestimmten Zeit wurden nämlich die edlen Pferderassen (besonders für Reitzwecke) hauptsächlich aus Deutschland eingeführt. Ein nur zur Hälfte deutsches Pferd konnte also nicht edel sein. Das Wort wurde dann auf den Charakter des Pferdes und von da auf den Menschen übertragen. Bezeichnete man damit vorerst nur Leute mit einem etwas störrischen Charakter, so erklärte man später: «soviel wie Halbnarr, Schalknarr, mit heimtückischem Charakter, der geneckt gefährlich werden kann.»

Tau, ‚Niederschlag der Luftfeuchtigkeit‘, hat weitherum in unsern Mundarten das sächliche Geschlecht bewahrt, und auch in unsern alten Quellen überwiegt es bei weitem. So schreibt noch 1706 der Berner J. R. Gruner, bei einer Sonnenfinsternis sei es so kalt gewesen, «daß ein starkes Tau fiel». Dem *Tau* wurden besondere Kräfte zugeschrieben; im Simmental glaubte man, die Kinder bekämen Bauchweh, wenn man die Windeln in den Tau hänge. Als Mittel gegen Sommersprossen diene vorzüglich 's *Meietau*, so in Baselland, Benzenschwil (Aargau), im Simmental, im Sarganserland, im St. Galler Seebezirk, in Wartau, in Uri, im Zürcher Ober-

land, in Zollikon (dort auch gegen Warzen), in Uri zudem gegen Pockennarben, in Rüdlingen (Schaffhausen) überhaupt zur Verschönerung des Teints. Auch Ungeziefer wurde mit Tau bekämpft: «Die Flöh zu fürtriben, nim erline Bletter, wen das Tow noch darauf ist, ströw sie in das Gemach, las sie 2 Stund ligen, den so wüsch sie aus» (Saaner Arzneibuch 1766).

Dem schriftdeutschen ‚(Faß-)Daube‘ entsprechen im Schweizerdeutschen *Tūge* im ganzen Mittelland (ohne den Westrand), *Tūgele* in der Innerschweiz, in Uri auch *Tūffle*, dann *Dū(w)e* im Berner Seeland, im Berner Oberland, im Wallis und bei den Walsern im Süden und in Graubünden, *Dūbe* im Freiburgischen und auch z.T. im *Dū(w)e*-Gebiet. In diesen Gegenden ist *Dūbe* (wie *Dūwe*) an französisch *douve* bzw. piemontesisch *dova* anzuknüpfen (mit der bekannten intervokalischen Entwicklung von *w* zu *b*). Wo aber im *Tūge(le)*-Gebiet vereinzelt *Dūbe* bezeugt ist, wird man Einfluß der Schriftsprache annehmen müssen. Aus *Tūge* sind nicht nur Fässer gefügt, sondern auch hölzerne Eimer, Kübel, Tansen, Zuber usw. Diese aber werden mehr und mehr durch Gefäße aus Blech oder Kunststoff verdrängt. Die Folge davon ist, daß das Wort für ‚Daube‘ mancherorts (namentlich außerhalb des Weinbaugebiets und in städtischen Verhältnissen) aus dem aktiven Vokabular verschwindet und damit fremden Formen leicht unterliegt. Eine eigenartige Mischform erscheint gelegentlich in älteren Berner Quellen: «der Kūefer hat Thugwen gestoßen» (1608, Bern), oder: «Die vaß gebunden und ettliche nūwe tugwen ingestoßen» (1574/5, Thorberg Amtsrechnung). Die *Tūge* allein machen noch kein Faß aus, dazu gehören auch *Bode*, *Reif*, *Spunt* und *Hane*, der *Chüefer*, *Chübler* oder *Binder* stellt es her, wofür er spezielles Werkzeug braucht. Vom Standpunkt der Sachkunde möchte man all das gerne in einem einzigen Artikel beisammen haben. Aber für unser Wörterbuch sind wir heute noch verpflichtet auf das, was Friedrich Staub im Vorwort zum ersten Band sagte: «Wir durften nicht ein Reallexikon schreiben.» So müssen wir uns in jedem Artikel auf das jeweilige Stichwort beschränken und die weiteren Bezüge mit Verweisungen andeuten. Einzelne *Tūge* fanden oft improvisierte Verwendungen. Bei einer nächtlichen Schlägerei zwischen einem Weber

und einem ‚binder‘ warf der letztere «mit tugen, bodenstuckinen, stüelen, kleinen väßlin und was im werden mocht» nach seinem Gegner, so daß die Nachbarn «uß ir stuben, ettlich in iren hemptern und ettlich nackent, hinab in die gassen gelouffen syent und habint wellen scheiden» (um 1480, Zürcher Ratsbuch). Einen sympathischeren Gebrauch macht als Knabe der nachmals berühmte Basler Felix Platter: «Wie ich dann in zerster Jugendt glich anfangen über ein Schintlen und Dugen ... Seiten ze spannen und doruf ze kratzen, daß mir dreffenlich wol gefiel.» In sparsameren Zeiten, da man den Kindern keine teuren Sportgeräte kaufte, dienten *Faßtüge* oft für die ersten Versuche im Skifahren.

Die ‚Taxe‘ erscheint in unsern Mundarten noch öfters und in der ältern Schriftsprache seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts überwiegend in der Form *der Tax*. Das Wort bezeichnet, eher aktionell, eine Taxierung, Einschätzung, hauptsächlich aber, eher resultativ, einen obrigkeitlichen Tarif über den Wert von Geld, Waren, Leistungen, z. B. Gebühr bzw. Entschädigung der Arbeit des amtlichen Schreibers, Fest- und Höchstpreise für Lebensmittel (besonders *Anken-*, *Fleisch-*, *Korn-*, *Most-*, *Bröt-*, *Wintax*). Manche Belege muten ziemlich aktuell an: So beklagt sich der bekannte Luzerner Stadtschreiber R. Cysat um 1600 bitter über «die langen und stätten, strengen thüwren Zytten» und besonders, daß «der Tax der Schrybery one Steigerung blybt, wie er vor 200 Jaren gsin»; 1788 heißt es aus Niederglatt (Kanton Zürich): «Es ist über die Bratwürst und digen Würst auch der Tax eingeführt worden.»

Die Form *Tax* erscheint auch im Entwurf zu einem Vertrag mit Mailand von 1426 über die Befreiung von Zöllen, Weggeldern im Tessin; im Vertragstext ist dann von der «bezahlung der datzien und zolles» die Rede und in Aegidius Tschudis Kopie eines andern, fast gleichzeitigen Vertrags von der «zalung des zolls oder datz zu Lucarn», entsprechend einer lateinischen Fassung «solutionem datii seu pedagii Locarni». Es liegt also das im Deutschen weiter verbreitete Wort *Datz* vor, hier offenbar direkt aus italienisch *dazio* bzw. mittellateinisch *dacium*, *datium* übernommen, was, zusammen mit unsern weitem Belegen (bis 1536), der Frühgeschichte dieses Wortes einen neuen Akzent gibt.

Seit jeher sind die *Tatzen* die Extremitäten zweier sehr populärer Wappentiere, nämlich des Löwen und des Bären. So heißt es in einem Lied von 1620 (Bündner Wirren): «Nachdem dein Krafft (des Berner Bären) erholet, gegen dem Feind dich gwendt (hast); mit dem verwundten Tazen in dergstalt thue zerkratzen, das im sein Macht zertrent.» Ähnlich werden nach dem 2. Villmergerkrieg Zürich und Bern in einem Lied gepriesen: «Wer Leüen und Bären will zupfen, soll wüssen, sie leiden nit spötisches Rupfen, das Bellen der Hünden sie können wohl leiden, doch haben sie Tatzen, die krazen und schneiden.» Den *Tatzen* erging es wie vielen anderen Bezeichnungen aus dem tierischen Bereich: sie wurden in die Welt des Menschen übertragen. So kann man in der Gegend des Bielersees recht derb gefragt werden: *Was hesch du für 'ne Tatze! Hesch öppe Dolpihändschen a? Tatzen* können aber auch, allerdings nur schwach belegt, Finger sein oder Spuren von Händen oder Füßen. Weiter verbreitet, vor allem in der Erinnerung der älteren Generation, dürften *Tatze* als Parademittel schulmeisterlicher Züchtigung sein. Die Lehrer kommen denn auch ins Schußfeld unserer großen Mundartschriftsteller. Josef Reinhart erzählt z. B.: *Und denn het me 's g'hört, 'eins, zwei', mit em Merrör, zwō g'salzni Tatze.* Ähnlich tönt es bei Meinrad Lienert: *Neime imene Hūs ist d' Schuelstube g'sī, wo 's e Schuelmeister Winterszīt nid sträng g'ha hed mit Tatze ūsteile.* Dabei scheint es hin und wieder wenigstens zu Gewissensbissen gekommen zu sein, schreibt doch Georg Thürer: (Der Lehrer) *rüeft das Chind vüre. Dri Tatze will er em gi, lueget aber uf d' Sīte, wie wänn er die nasse, große, blauen Auge nüd g'schaue wett.* Mit dem Aufkommen humanerer Erziehungsmethoden dürfte diese Bedeutung von *Tatze* in Zukunft ebenso selten werden, wie dies bei einigen anderen Einzelbedeutungen bereits heute der Fall ist, so z. B. ‚Handschuhe ohne Finger‘, ‚Hausschuh‘, ‚Fußteil eines Strumpfes‘ usw.

Das schriftdeutsche Wort *Dutzend* tritt in unsern Mundarten in verschiedener Form auf: Abgesehen vom schwer erklärbaren *Totz* im Kanton Zürich, lassen sich die Hauptformen *Totzet* (auch *Tutzet*, *Dutzed*) in den Mundarten der Ost- und Zentralschweiz, *Totze* (auch *Tutze*, *D-*) in den westlichen Mundarten und *Totzund* im Wallis (ohne Goms) –

ähnlich wie die Formen der 3. Person Plural des Normalverbs – auf eine Ausgangsform *Totzent* zurückführen, wie sie im 15. Jahrhundert für Bern bezeugt ist; das auslautende -t (vgl. neuhochdeutsch *Dutzend* gegenüber französisch *douzaine*, italienisch *dozzina*) ist also noch früher an (spätmittelhochdeutsch) *totzen* (1336 in Zürich «totzen») angewachsen. Neben der seit dem 14. Jahrhundert reichlich bezeugten Hauptbedeutung ‚Einheit von 12 Stück‘, z.T. auch weniger genau und im Sinn einer relativ großen Zahl, kommt auch (bei bestimmten Waren brauchmäßig) die Bedeutung ‚13 Stück‘ vor (namentlich bei *Fraue*-, *Püre*-, *Bärner*-, *Pfaffe*-, *Schübling*-, *Schwīzer-Totzet*) oder nur ‚11 Stück‘ beim *Chinde-totz* (Winterthur).

Den Schluß des 173. Heftes und damit des XIII. Bandes bilden, wie schon beim XII. Band, das normal-alphabetische Wortregister, das den Wörterbuchbenutzer rasch zu allen Stichwörtern leitet, und die Übersichtskarte mit den gebräuchlichsten Ortsbezeichnungen, die dem Leser die Lokalisierung der mundartlichen Belege erleichtern will.